

STEH  
AUF  
UND  
GEH!



Journal  
einer  
österlichen  
Reise.  
Teil 1

Von Arnold  
Metznitzner

## Der steinige Weg nach Jerusalem

Das Hosianna des Palmsonntags und das „Kreuzige ihn!“ des Karfreitags liegen ganz nahe beieinander. Letztlich geht es um Auferstehung, um Befreiung aus der Hoffnungslosigkeit. Gedanken zu einer Wanderung durch die Judäische Wüste.



Im Wadi Qelt. Es ist ein sonniger Frühlingstag. Gute fünf Stunden wandern wir gemeinsam durch die Judäische Wüste zwischen Jerusalem und Jericho. In der Regenzeit zeigt sie sich uns in ihrer beeindruckenden Lebendigkeit. Die biblische Rede von der Oase, vom Ruheplatz am Wasser, vom Brunnen als Überlebensquell wird zum Symbol für Jahwe, der über 40 Jahre sein Volk durch die Wüste aus der Gefangenschaft in die Freiheit führt, ins Sehnsuchtsland, ins Land, wo Milch und Honig fließen.

„Vom Reisen.“ So antwortete vor Jahren Peter Handke auf die Frage, woher er den Stoff für seine Bücher nehme. Solches „Reisen“ durch biblische Landschaften als „Erfahrung“, als „Horizontenerweiterung durch Unterwegssein“ ist Hintergrund dieser vorösterlichen Meditation.

Vom ersten bis zum letzten Buch der Bibel gehören Reisen und Wanderungen und die dabei gemachten Erfahrungen zur Grundmelodie alles Lebendigen. Wer das älteste Buch der

Die Karwoche, beginnend mit dem Palmsonntag, erscheint als gut inszenierte Pädagogik des Herzens, die einem Menschen, der Hilfe sucht, beisteht und Mut zufächelt.

Welt so zu lesen versucht, versteht seinen eigenen Lebensweg eingebunden in den Erfahrungsschatz vieler. Gipfelsiege, Glanzleistungen, Irrwege, Umwege und Sackgassen werden dort beschrieben, deren tiefe Wahrheit und therapeutische Kraft erstaunlich modern wirken.

Immer geht es dabei um Ermutigung, um „Zumutung von innen her“, um das Feuer innerer Bereitschaft und wenn nötig um einen radikalen Perspektivenwechsel. So können im Menschen schlummernde Selbstheilungskräfte aktiviert und neue Ziele ins Auge gefasst

werden. Selbst dem hochbetagten Abraham gelingt es so noch, aufzubrechen. Wer so die Bibel liest, mag staunen, was sie den Abenteurern des Lebens auch heute noch zu bieten hat. Sie ist „heilige“ Schrift im Sinne von „heilender“ Schrift, sie „gehört“ nicht nur Juden und Christen, sie ist als gebündelter Erfahrungsschatz Kulturgut der Menschheit und offen für alle, die bereit sind, in diesen Erfahrungsschatz einzutauchen.

So ist die ermutigende Kraft biblischer Texte seit Jahren auch eine immer wieder auftauchende Begleitmelodie meiner therapeutischen Arbeit. Und das Erstaunliche dabei liegt darin, dass nicht ich als Therapeut oder Theologe die Sprache darauf bringe, sondern meine Patienten auf der Suche danach, wie Leben „gelingen“ könnte. Mit „gelingen“ ist hier weit mehr gemeint als „erfolgreich sein“, es meint jene geheimnisvolle Erfahrung, dass Rückschläge, Enttäuschungen, selbst aussichtslos scheinende Situationen in den Karwochen

### Zur Person

**Arnold Metznitzner**, geboren 1952 in Gmünd, studierte in Wien und Rom Theologie.

**Katholischer** Priester in Kärnten. Ab 1991 Ausbildung zum Psychotherapeuten bei Erwin Ringel. 2003 Ausscheiden aus dem Priesteramt. Metznitzner ist verheiratet, lebt als Psychotherapeut und Buchautor in Wien.

des Lebens nicht einfach hingenommen und in Demut ertragen werden müssen, sondern „von innen her“ betrachtet zum Sprungbrett, vielleicht sogar zum Tanzboden für unerwartet neue Möglichkeiten werden.

So erscheint mir die mit dem heutigen Palmsonntag beginnende Karwoche als gut inszenierte Pädagogik des Herzens, die einem Menschen, der Hilfe sucht, Mut zufächelt, ihm wieder auf die Sprünge hilft, ihm beisteht, damit er wieder festen Boden unter seine Füße und den Mut bekommt, aufzustehen und unter einer anderen



**STEH  
AUF UND  
GEH!**

**Die Jüdische  
Wüste zwi-  
schen Jericho  
und Jerusalem  
ist als Ort der  
Stille und Ein-  
samkeit eine  
der Urland-  
schaften des  
Neuen Testa-  
ments**

WILLY PLESCHBERGER

Perspektive weiterzugehen. Oder anders gesagt: Es geht darum, einem Menschen, der aus welchen Gründen auch immer auf den Wegen seines Lebens den alten Schuhen entwachsen ist, bei der Suche nach „neuem Schuhwerk“ behilflich zu sein.

Letztlich geht es im besten Sinn des Wortes um „Auferstehung“, um die Befreiung aus der Erfahrung des „Auf-Kreuz-gelegt-und-angenagelt-Seins“, es geht um einen Ausweg aus vermeintlicher Ausweglosigkeit, um Hoffnung in zunächst bedrückender Hoffnungslosigkeit. Es geht um das, was Augustinus in einer seiner großen Reden seinen Zuhörern zuruft: „Sei, der du bist, und wachse voran, ein anderer zu werden, als du bist! Denn wo du Halt machst, bleibst du stehen, und wenn du sagst ‚ich habe genug geleistet‘, bist du verloren!“

Auf der Suche nach neuen Lebensperspektiven die Bibel so in die Hand zu nehmen und sie dort zu lesen, wo sie geschrieben wurde, ist mir in diesen Tagen in einer Gruppe von 34 Mit-



reisenden ein großes Erlebnis. Dabei geschehen immer wieder kleine Wunder des Verstehens, wo das Wesentliche leise, aber heiter daherkommt und uns in seltener Innigkeit miteinander verbindet. Dabei kommt mir des Öfteren der Gedanke, dass der biblische Mensch sich noch nach solchen Wundern zu bü-

cken weiß, während der neuzeitliche Weltbürger hoch erhobenen Hauptes nur mehr Ausschau zu halten scheint nach Möglichkeiten, die er möglichst, ehe sie von anderen erspäht werden, für sich behalten will.

Mit biblischen Texten macht sich ein Therapeut zunächst verdächtig, der Religion sozusagen durch die Hintertür zum Durchbruch zu verhelfen, als ginge es ihm nicht um den Menschen. Dazu kommt, dass Religion im Moment so etwas wie der Stachel im Fleisch vieler zu sein scheint. „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst der Religion“, hat der Philosoph Peter Sloterdijk formuliert und damit einer eigenartigen Angst Ausdruck verliehen. Unbestreitbar ist, dass Religionen natürlich auch gefährlich sein können und in ihrer politischen Gegenwart mit fundamentalistischer Erregungskraft wie ein Sprengkopf wirken. Mit Religion steht etwas Unkontrollierbares im Raum. Das zeigt sich an der Empfindlichkeit „hochreligiöser“ Men-

schen. Wer Gott beleidigt, verletzt heiligste Gefühle und damit diejenigen, die an ihn glauben.

Das Besondere an unserer Reise ist, dass zwar oft von „Gott“ geredet, diese Frage aber als Kulturgut aller Religionen betrachtet wird. Gott wird weder bewiesen noch geleugnet, sondern als biblischer Ausdruck für innere Verankerung, Orientierungshilfe und persönlichen Halt wertgeschätzt.

Auch die fundamentale Bedeutung Heiliger Schriften ist uns wichtig, ihre verborgenen Schätze und tiefen Weisheiten, die sie als Erfahrungsschatz über alle religiösen Grenzziehungen hinaus als Lehrmeisterin des Lebendigen ausweist.

„Die Wahrheit“, hat der Theologe Hans Urs von Balthasar gesagt, „ist symphonisch“, ein Zusammenklang aus vielen Einzelstimmen; dabei ist jede Stimme wichtig und wertvoll, weil sie aus dem Leben, aus konkret-persönlicher Lebenserfahrung kommt. Unterschiede bedeuten nicht Trennung, sondern verschiedene Farben von Wahrheit.

**STEH  
AUF  
UND  
GEH!**



**Journal  
einer  
österlichen  
Reise.  
Teil 2**

Von Arnold  
Metznitzner

## Zwiesprache mit dem Herzen

Jeder Mensch braucht auf seiner großen Wanderung durch das Leben kraftspendende Mittelpunkte. Für Jesus von Nazareth war der See Genezareth so ein Ort, von dem er freilich immer wieder von Neuem aufbrach und das Wagnis suchte.



Ein regnerischer Tag am See Genezareth. Spaziergang nach Kapernaum, der „Stadt Jesu“, in der sich das öffentliche Wirken des Nazareners konzentriert hat. Schifffahrt am See. Das Galiläische Meer ist der lebensspendende Mittelpunkt der Wanderlandschaften des Jesus aus Nazareth und seiner Freunde. Wer die Texte des ersten Testaments aufmerksam liest, findet in den Elementen von Wasser, Boden, Sonne und Wind die deutlichsten Bilder, in denen die Bibel von der Gegenwart Gottes spricht. So gesehen ist der biblische Mensch kein Theologe, sondern ein Praxeologe; seine Rede von Gott hat Hand und Fuß, ist gerdet und verhimmelt zugleich.

„Mein Vater war ein umherirrender, heimatloser Aramäer.“ So beschreibt die biblische Tradition die Geschichte des ersttestamentlichen Menschen.

Das Volk Israel begreift sich als wanderndes Volk auf dem

Weg durch die Wüste auf der Suche nach Rast- und Kraftplätzen für die Menschen und ihre Herden. Auf seinem Weg träumt es davon, der Hand der Ägypter entrissen, endlich in ein schönes, weites Land geführt zu werden, „in dem Milch und Honig fließen“. Ich kenne keine ältere Beschreibung der Sehnsucht nach dem Sesshaftwerden, nach Geborgenheit und Glück.

Der biblische Mensch begreift sich als ein Suchender, einer, der ständig unterwegs ist und prüft, wohin er gehört. Er wird nie mit Sicherheit wissen, ob er alles gefunden hat. So bleibt der Mensch dem Menschen in seiner Sehnsucht nach erfülltem Leben ein ewiger Weggefährte, ein Wanderer, stets unterwegs.

Der Herr sprach zu Abraham: Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich werde

“  
Viele Menschen  
möchten gar  
nicht wissen, was  
in ihrem Inneren  
vor sich geht.  
So ist nach  
und nach  
Begeisterung  
verloren gegan-  
gen und die  
Lebensfreude  
verschwunden.

“  
dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein. Ich will segnen, die dich segnen; wer dich erwünscht, den will ich verfluchen. Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen er-

langen. Da zog Abraham weg, wie der Herr ihm gesagt hatte, und mit ihm ging auch Lot. Abraham war fünfundsiebzig Jahre alt, als er aus Haran fortzog.“ (Genesis 12, 1-4)

Aus den Erkenntnissen der modernen Hirnforschung wissen wir, dass das menschliche Gehirn so wird, wie wir es benutzen, aber ganz besonders so, wie wir es mit Begeisterung benutzen. Es geht mehr als der Mensch im Augenblick für möglich hält. Er kann sein Gehirn auch noch auf eine ganz andere Weise nutzen. Er kann seine Lebenskarten noch einmal neu durchmischen und erkennen, was es noch Wunderbares zu entdecken gibt. Und das Schönste ist, dass das Hirn und damit auch das Herz des Menschen zeitlebens „plastisch“ bleibt, formbar ist, zeitlebens neue Erfahrungen machen kann.

Weil das für einen Menschen möglich ist, kann auch der fünfundsieb-



**STEH  
AUF UND  
GEH!**

**Der See Genezareth ist untrennbar mit dem Wirken Jesu verbunden. Hier erschien Jesus der Überlieferung nach den Jüngern nach der Auferstehung**

WILLI PLESCHBERGER

zig Jahre alte Abraham noch einmal ganz neue Wege gehen. Die Voraussetzung dafür liegt aber in der Bereitschaft, sich „ohne Reiseversicherung“ auf das Wagnis einzulassen. Das geht nur, wenn ein Mensch aus innerster Motivation handelt, wenn er in seinem Herzen angeührt wird. Um aber draufzukommen, was ihn derart begeistern könnte, muss er Zwiesprache mit sich selbst gehalten haben. Er muss gelernt haben und darin erfahren sein, in sich hineinzuhören und zu spüren, was als sein inneres Potenzial darauf wartet, entdeckt zu werden.

Gerade deshalb ist mir diese Stelle vom Aufbruch Abrahams im Buch Genesis so kostbar. Zu schnell gelesen könnte man meinen, Abraham handelt nur aus „Gehorsam“ Gott gegenüber. Ein bibelkundiger Mensch mag da an die Stelle in der Apostelgeschichte denken, wo Petrus sagt, man müsse „Gott mehr gehorchen als den Men-

schen“, als ginge es im Leben um eine unterwürfige „Dienstleistung“, die der Mensch zu erbringen hätte. Wenn die Bibel rund vierzig Mal von „Gehorsam“ redet, steht das immer im Zusammenhang mit dem „Hören“, das rund vierhundert Mal vorkommt und in erster Linie einen Liebesdienst an sich selbst meint, nämlich hineinzuhören in die Mitte der eigenen Existenz, Zwiesprache zu halten mit den innersten Regungen des eigenen Herzens und gerade so nicht nur mit sich selbst, sondern mit Gott und der Welt.

Bereits hier tut sich ein ernstes Problem auf: Viele Menschen haben es nicht nur verlernt, Zwiesprache mit sich zu halten, sie möchten auch gar nicht wissen, was in ihrem Inneren vor sich geht. So sind nach und nach Motivation wie auch Begeisterung verloren gegangen, die Lebensfreude verschwunden und „das innere Feuer“ erloschen. Und weil ih-

**Israel**



nen nichts mehr unter die Haut geht, glauben sie sich den Luxus der Begeisterung nicht mehr leisten zu können. Stattdessen ziehen sie sich resigniert zurück oder aber sie treten die Flucht ins Dasein für andere

Menschen an und werden zum „hilflosen Helfer“. Romano Guardini schreibt dazu in seinem Aufsatz „Vom Sinn der Gemeinschaft“: „Wir kennen alle das Bild jenes Menschen, der in das ‚Wir‘ hineinverloren ist – vielleicht sogar in das ‚Es‘. Jenes Menschen, der immerfort bereit ist, sich vom Anderen sein Gewissen abnehmen zu lassen und es anderen abzunehmen, und der so niemals in der Einsamkeit wirklicher Verantwortung steht: Der immerfort sich mitteilen muss und selbst vom Innen der Anderen naschen; der nicht mit sich fertig wird und, in der beständigen Flucht vor dem eigenen Versagen, sich in die Erziehung des Anderen wirft, oder in die Fürsorge für ihn ... Und so weiter bis zu jenem, der es nur in der Geschäftigkeit und im Bereich aushalten kann; der weder die Einsamkeit noch die Stille erträgt, weil er da vor sich selbst zu stehen kommt.“

STEH  
AUF  
UND  
GEH!



Journal  
einer  
österlichen  
Reise.  
Teil 3

Von Arnold  
Metznitzner

## Der Hunger nach Erfahrung

Wer im Leben den Aufbruch, ja Ausbruch aus dem Einerlei des Alltags wagt, der gerät früher oder später in Erlebnisse, die ihn wandeln und verwandeln und ihm mit dem Herzen Dinge fühlen lassen, die der Verstand längst verloren wähnte.

Auffahrt zum Berg Tabor, wo wir an die Erzählung von der Verklärung erinnert werden, eine Vision, die vor den Augen der Jünger Jesus gemeinsam mit Moses und Elija erscheinen lässt. Über solche ekstatischen Erlebnisse erzählen wir ja auch heute noch, wenn wir mit unglaublichen Widerfahrnissen konfrontiert werden, die unser Verstehen übersteigen.

Nie ist der Mensch so da wie dann, wenn er weg ist und ihm die Worte fehlen, um das, was er erlebt, mit anderen zu teilen. Das Staunen ist die verlässlichste Art, sich nicht mit Gott zu verwechseln. Und sehr „heutig“ mutet auch die Reaktion des Petrus auf das Erlebte an: „Lass uns hier drei Hütten bauen!“ – Lass uns das, was uns guttut, festhalten, einsperren, bewahren.

Man könnte sich so die Überraschung sparen und auch auf Nummer sicher gehen. Doch das Leben zeigt uns täglich, dass sich Lebendigkeit nicht festhalten lässt, weil es sich dort ereignet, wo wir mit unseren eigenen Plänen beschäftigt sind, die im-

„  
Natürlich braucht es nicht die große Reise zu sein. Wer aber nie vom Fleck kommt, droht im Alltag zu ersticken – Wallfahrt bedeutet daher zunächst einmal, in Bewegung zu bleiben, nicht aufzuhören, auf der Suche zu sein.“

„  
mer wieder jählings über den Haufen geworfen werden.

Immer wieder begeben sich Menschen auf die Suche nach Alternativen für ihr bisher gelebtes Leben. Und zu allen Zeiten bündelt sich die Sehnsucht nach Neuem in Wallfahrten. Im Grunde ist es wohl der Hunger nach „Erfahrung“, der Wunsch, die eigene Mitte nicht zu verlieren und sich immer wieder neu zu verorten. So liegt auch heute noch oder wiederum Pilgern im Trend. Immer mehr Menschen machen sich auf den Weg, um

gewohnte Lebensweisen zu überdenken, für etwas zu bitten oder zu danken, den Wunsch nach anderen Perspektiven, nach Ruhe und Frieden zu stillen. Ob nach Jerusalem, Santiago de Compostela, Rom oder Marizell, Wallfahrt liegt im Trend.

Dabei kenne ich erstaunlich viele Menschen, die sich von ihrer religiösen Gemeinschaft seit Langem verabschiedet haben, es sich aber nicht nehmen lassen, bei Wallfahrten mitzumachen, um, wie mir ein Teilnehmer unserer Reise auf dem Ölberg mit Blick auf Jerusalem sagte, auf diesem Weg vielleicht Verlorenes wiederzufinden.

Seit jeher gibt es Orte der Kraft, an deren Besuch die Hoffnung auf Gesundheit für Leib und Seele geknüpft ist. Schon in der Antike ist der Kult des Heilgottes Asklepios an Heiligtümer in Epidauros, Athen, Knidos, Kos und Pergamon gebunden. Alle Religionen kennen solche Orte. Es geht stets um Aufbruch, manchmal um „Ausbruch“, um Läuterung auf der Suche nach dem, wovon man le-



ben kann. Was sucht ein Pilger, wenn er sich auf den Weg macht? Es werden wohl immer ganz persönliche Gründe sein. Aber immer gerät der Mensch, der aufbricht, durch seinen Pilgerweg in Erlebnisse, die ihn verwandeln und die er mit anderen teilen kann. Wenn er Glück hat, lernt er neu zu hören, zu sehen, zu riechen, zu schmecken und zu fühlen; seine Sinne bekommen ihre Kraft zurück, er spürt mit dem Herzen und achtet auf Dinge, die im Trubel des Alltags verloren gegangen sind.



Aber muss er dazu auf Reisen gehen? Kann er die lebensnotwendenden Erfahrungen nicht „einfach“ auch dort machen, wo er im Moment in dieser Welt steht? Diese Frage führt eine der vielen Paradoxien des Lebens vor Augen: Zum Zweck nachhaltiger Selbsterfahrung lohnt es sich, den Platz, an dem man lebt, immer wieder zu verlassen, um mit neuen Augen wertschätzend dorthin zurückzukehren oder aber in neuer Klarheit ganz woandershin aufzubre-

chen. In jedem Fall scheint zu gelten: Offensichtlich muss man weggegangen sein, um wieder einen Blick für das zu bekommen, was man hat.

Natürlich braucht es nicht die große Reise zu sein. Für den, der immer unterwegs ist, ist vielleicht gerade sein Zuhause der privilegierte Ort, um inneren Frieden zu finden. Wer aber nie vom Fleck kommt, droht im Einerlei des Alltags zu ersticken. Wer sich auf die Reise begibt, wer „wandelt“, kommt „gewandelt“ zurück. Allein schon durch

## STEH AUF UND GEH!

Die Kreuzfahrerkirche am Berg Tabor. Der geschichtsträchtige Ort in Galiläa ist der christlichen Tradition zufolge die Stätte der Verklärung Jesu

WILLI PLESCHBERGER

seine körperliche Bewegung hat er das wirksamste Antidepressivum der Natur aktiviert, weil er dafür sorgt, dass sein Hirn arbeitet, nicht zum Stillstand kommt und neugierig bleibt. „Wallfahrt“ bedeutet in diesem Sinn zunächst einfach, in Bewegung zu bleiben, Hunger nach Erfahrungen zu haben, nicht aufzuhören, auf der Suche zu sein.

André Gide rät dazu, sich an die zu halten, die die Wahrheit suchen, sich aber vor denen zu hüten, die sie gefunden haben. Kein Wallfahrer, der ans Ziel kommt, kann einem anderen das Gehen seines Weges ersparen. Aber jeder Wallfahrer, wiewohl er weiß, dass ihm niemand seinen Weg abnimmt, wird dankbar dafür sein, einen Weggefährten zu finden, der mit ihm geht. Davon singt der Psalmist in einem der bekanntesten Lieder des Alten Testaments, im Psalm 23:

„Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen. Er lässt mich lagern auf grünen Auen und führt mich zum Ruheplatz am Wasser. Er stillt mein Verlan-

### Israel



gen; er leitet mich auf rechten Pfaden, treu seinem Namen. Muss ich auch wandern in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei mir, dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht. Du deckst mir den Tisch vor den Augen meiner Feinde. Du salbst mein Haupt mit Öl, du füllst mir reichlich den Becher. Lauter Güte und Huld werden mir folgen mein Leben lang, im Haus des Herrn darf ich wohnen für lange Zeit.“

Die moderne Version dieser biblischen Ermutigung hat vor ein paar Jahren ein Seminar Teilnehmer aus der Südsteiermark am Ausgang einer Heurigen-Buschenschank gefunden: „Geh nur deinen Weg! Frag nicht, was die andern sagen. Wenn dir Gott das Urteil spricht, wird er nicht die Leute fragen.“

Eine solche Zuversicht wäre das, was die innerste Bestimmung von Religion wäre, nämlich einem Menschen zu helfen, sein ursprünglichstes „Vermögen“, seinen innersten Kern freizulegen und wieder zugänglich zu machen.

**STEH  
AUF  
UND  
GEH!**



Journal  
einer  
österlichen  
Reise.  
Teil 4

Von Arnold  
Metznitzner

## Im Weingarten des Lebens

Die Ausbildung und Reifung der individuellen Persönlichkeit eines jeden von uns ist ein Prozess, der das ganze Leben lang andauert und von Herausforderungen und Rückschlägen begleitet wird. Die Bibel kann dabei helfen, diese zu meistern.



Fahrt ans Tote Meer. Besuch der von Herodes errichteten Festung Masada, Ort eines kollektiven Selbstmords von knapp 1000 Juden, die im Jahr 73 nach Christus von einem römischen Heer belagert wurden.

Auf der verfallenen Festung treffen wir einen Rabbi als Hagiographen, dessen Lebensaufgabe darin besteht, die Thora, die Fünf Bücher Mose, auf Pergament zu schreiben: Im Judentum kommt dem Wort eine welterschaffende Bedeutung zu. So erzählt bereits das Erste Buch des Ersten Testaments die Erschaffung der Welt mit den Worten: „Gott sprach und es wurde!“ Das Hebräische kennt keinen Unterschied zwischen Wort und Tat; „dabar“ bedeutet beides.

Die Aufmerksamkeit diesem Wort gegenüber als schöpferische Kraft ist der zentrale Lehr- und Lerngegenstand im Judentum. Dabei ergibt sich dort kein Missionseifer wie im Christentum, sondern eine kreative Aufmerksamkeit der Thora gegenüber und einem frei assoziativen Verständnis derselben Wahrheit.

„  
Begeisterung ist nicht zu verordnen. Sie kann nur spürbar werden, wenn Menschen einerseits wissen, was für sie selber wichtig ist und dann aber auch, was für alle bedeutsam ist.“

“  
Die Bibel auch noch aus einem den religiösen Kontext übersteigenden, ganz anderen Blickpunkt lesen zu können, verdanke ich einem Buch, das mir im Jahre 1990 zum Geburtstag geschenkt wurde. Die Lektüre schlug bei mir ein wie ein Blitz und wirbelte mein Weltbild gehörig durcheinander, weil sie „Von einem, der auszog, das Leben zu lernen“ berichtete und nicht nur zum Aufbruch, zur Reise, sondern zu guter Letzt auch zum „Ausbruch“ aus meiner damaligen Lebenssituation Mut machte. Seither weiß ich, dass auch

biblische Geschichten wie Sprengstoff wirken können. Gleichzeitig bekam ich neue Augen für alte Texte. Plötzlich ging es nicht mehr nur, wie im Theologiestudium, um den Text und seine Bedeutung für die religiöse Gemeinschaft. Hier und jetzt ging es mit einem Male um mich. Mein Leben wurde verhandelt und infrage gestellt. Meine Gefühle und daraus abgeleitete Perspektiven waren mit einem Male wichtig.

Das kam mir zunächst nicht nur neu, jung und frisch, sondern durchaus auch „gefährlich“ vor. Aber stärker als das „Gefährliche“ war dann das für mich so noch nicht gekannte Gefühl innerer Kraft und Uner-schrockenheit. Die Angst in mir wich Neugier. Niemand konnte mich in der Folge daran hindern, den für mich unverwechselbar eigenen Weg zu gehen.

Die damals voll Argwohn und mit bitterem Beigeschmack mir immer wieder vorgehaltenen Schlagworte hießen „Selbstwerdung“ und „Selbstverwirklichung“. Sie wä-

ren die Ikonen der Neuzeit, wurde gewarnt, sie würden die Menschen in die „Egoismus-Falle“ locken und der persönlichen Freiheit des Menschen Tür und Tor öffnen.

Dem gegenübergestellt wurde die Norm der Treue zum einmal eingeschlagenen Weg und das Gebot der sich selbst vergessenden Nächstenliebe. Auf diesem Boden wuchs das Misstrauen gegen „Selbstverwirklichung“, sie wäre die einseitige Verherrlichung des Lustprinzips und würde als alleiniger Maßstab für Lebensentscheidungen und Lebensführung gelten ...

C. G. Jung, neben Freud der zweite Vater der Psychoanalyse, sieht die Selbstverwirklichung anders. Er bezeichnet mit dem Begriff des „Selbst“ die Ganzheit unserer Seele im Gegensatz zum „Ich“, welches nur einen Teil unseres seelischen Lebensbereiches ausmacht. Das Selbst ist gleichsam das Zentrum der Person, von dem alle psychischen Kräfte ausgehen. Es ist zunächst reine Möglichkeit, die zur Wirklich-



**STEH  
AUF UND  
GEH!**

**Ein frommer  
Thoraschreiber  
in Masada. Die  
Aufmerksam-  
keit dem Wort  
und seiner  
schöpferi-  
schen Kraft  
gegenüber ist  
zentral für das  
Judentum**

WILLI PLESCHBERGER

keit werden kann, wenn das Ich seinen Signalen Beachtung schenkt. Das Ziel des Selbst ist die Selbstwerdung, die Ausbildung und Reifung der individuellen Persönlichkeit, eine Dynamik, die einen Menschen ein Leben lang begleitet und bis zu seinem letzten Atemzug nicht abgeschlossen werden kann.

Es geht also nicht um ungehemmte Lustbefriedigung, vielmehr darum, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln und zu leben. Dass das mit Schwierigkeiten, Herausforderungen, mit Rückschlägen und Enttäuschungen verbunden ist, ist gut zu verstehen. Selbstwerdung ist so betrachtet die schöpferische Verwirklichung des eigenen Selbst und so die Grundlage einer gesunden Entwicklung. Nur wer zu sehen vermag, dass eine so verstandene „Selbstwerdung“ biblischen Texten nicht nur nicht entgegensteht, sondern in ihnen ein Grundanliegen erkennt, wird sie als persönliche Ermutigung lesen. Zahlreiche Bilder und Erzählungen in der Bibel benen-

## Israel



nen in diesem Sinn die Selbstwerdung als zentrales Anliegen: So auch die Weinberggleichnisse. In ihrem Kern vergleichen sie im ersten wie auch im zweiten Testament (etwa bei Jesaja (5,1-4), Lukas (13,6-9) und Johannes (15,6)) Gott mit einem Gärtner, der mit sehr viel Liebe, Einsatz und Geduld darum bemüht ist, seine Pflanzungen fruchtbar werden zu las-

sen. In kirchlichen Kanzelreden ist dieses Bild leider mehrfach zu Gerichtsdrohungen umgearbeitet und als zu erbringende Leistung gedeutet worden. Dabei würde ein Blick auf die Natur vor Augen führen, dass Früchte wachsen und nicht gemacht werden, sie entfalten ihr inneres Potenzial und machen sichtbar, woraufhin sie angelegt sind. „Wachsen“ hat mehr mit „gelingen“ als mit „machen“ zu tun.

Darin liegt ein erheblicher Unterschied, den der moderne Mensch nicht mehr ohne Weiteres verstehen kann. In der herrschenden „Weltordnung“ steht der Lauf auf die besten Plätze im Vordergrund. Ohne Ehrgeiz kein Sieg! Ohne Wettbewerb kein Wachstum! Ohne Wachstum keine Weiterentwicklung! Der springende Punkt dieses gefährlichen Kurzschlusses ist, dass das, was wir für „Weiterentwicklung“ halten, im Grunde nur „Spezialisierung“ ist. Durch Wettbewerb wird diese Spezialisierung immer weiter getrieben zu etwas, das immer spezieller wird.

Um in dieser „Spezialisierungsspirale“ erfolgreich zu sein, braucht man, wie uns Gehirnforscher versichern, nicht viel Hirn, weil wir immer nur mehr von dem tun, was bis jetzt schon gut funktioniert hat.

Was uns aber mehr Hirn abverlangt, was wir dringend bräuchten, wäre eine gemeinsame Konzentration auf das „Gelingen“. Dabei käme es aber darauf an, dass Menschen eine Kultur des Gelingens entwickeln. Das wäre dann eine Kultur, in der wir einander einladen, ermutigen und begeistern, ein größeres Gemeinsames miteinander zu fördern.

Das setzt bei allen Beteiligten die Bereitschaft für neue Erfahrungen voraus. Zum Gelingen kann man aber keinen zwingen! Begeisterung ist nicht zu verordnen. Sie kann nur spürbar werden, wenn Menschen einerseits wissen, was für sie selbst wichtig und dann aber auch, was für alle Beteiligten bedeutsam ist. Ohne ein solches Einverständnis kann Gemeinsames nicht gelingen.

**STEH  
AUF  
UND  
GEH!**



Journal  
einer  
österlichen  
Reise.  
Teil 5

Von Arnold  
Metznitz

## Heilende Begegnung am Brunnen

Immer dort, wo sich Menschen begegnen und einander als Menschen erweisen, verändert sich die Welt. Wem es vergönnt ist, so vor sich und der Welt zu stehen zu kommen, der wird mit neuer Zuversicht in die Zukunft schauen.



Ein „Bauernhof“ in der Jüdischen Wüste zwischen Jericho und Jerusalem. Mit etwas Fantasie ein Gebäude mit einem Abendmahlsaal. Wer wie wir das Heilige Land bereist, erlebt Gastfreundschaft in unterschiedlichster Weise, und als Christ mag ihm der Gedanke kommen, dass das Christentum das Kreuz als Vermächtnis des Wandersmannes aus Nazareth zu sehr betont und dafür den gemeinsamen Tisch als Liebesdienst aneinander zu sehr in den Hintergrund gedrängt hat! Wie heißt es in einem Kirchenlied? „Wenn jeder gibt, was er hat, werden alle satt!“

Im Johannesevangelium wird berichtet, dass Jesus zu Mittag müde zum Jakobsbrunnen kommt und sich allein hinsetzt, um zu rasten. Da kommt eine Frau, um Wasser zu schöpfen. Jesus sagt zu ihr: „Gib mir zu trinken!“ Die Frau antwortet ihm: „Wie kannst du als Jude mich, eine Samariterin, um Wasser bitten? Die Juden verkehren nicht mit den Samaritern.“ Jesus antwortet ihr:

„Es geht um die Ermütigung, endlich auszusprechen, was viel zu lange unausgesprochen darauf gewartet hat, an die Oberfläche zu gelangen. Doch damit ist ein Schöpfungsakt vollzogen.“

„Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht und wer es ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben.“ Sie sagt zu ihm: „Herr, du hast kein Schöpfgefäß, und der Brunnen ist tief; woher hast du also das lebendige Wasser? Bist du etwa größer als unser Vater Jakob, der uns den Brunnen gegeben und selbst daraus getrunken hat, wie seine Söhne und seine Herden?“  
Der noch heute erhaltene Jakobsbrunnen ist 32 Meter tief. Mit „lebendigem Wasser“ ist „fließendes“ Wasser ge-

meint. Jesus antwortet: „Wer von diesem Wasser trinkt, wird wieder Durst bekommen; wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird niemals mehr Durst haben; vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zur sprudelnden Quelle werden, deren Wasser ewiges Leben schenkt.“ Da sagt die Frau zu ihm: „Herr, gib mir dieses Wasser, damit ich keinen Durst mehr habe und nicht mehr hierherkommen muss, um Wasser zu schöpfen.“ Er sagt zu ihr: „Geh, ruf deinen Mann und komm wieder her!“ Die Frau antwortet: „Ich habe keinen Mann.“ Jesus antwortet: „Du hast richtig gesagt: Ich habe keinen Mann. Denn fünf Männer hast du gehabt und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann. Damit hast du die Wahrheit gesagt.“ Die Frau sagt zu ihm: „Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist.“

Die Szene ist sonderbar. Ein Brunnen ist im Orient ein Ort des Lebens und des Überlebens für Nomaden und ihre Herden, eine Art Paradies. Brunnen sind Orte der Begeg-

nung. Aber das Ungewöhnliche an dieser Begegnung ist der Zeitpunkt. Niemand geht in glühender Mittagshitze Wasser holen, es sei denn, er will nicht gesehen werden. Darum nehmen die Exegeten an, dass es sich bei dieser Frau um eine Prostituierte handeln könnte.

Diese Frau also sucht Wasser und findet einen Menschen, der um sie weiß. Ein außerhalb der Bibel überliefertes Jesuswort sagt: „Begegnet dir ein Mensch, begegnet dir Gott.“ Immer dort, wo einem Menschen ein Mensch begegnet, der sich ihm als Mensch erweist, verändert sich die Welt. Wem es gegönnt ist, so vor seinem Leben zu stehen zu kommen, wird mit neuem Blick in die Zukunft schauen können. Die Samariterin fühlt sich durchschaut, aber nicht durchleuchtet, erkannt, aber nicht bloßgestellt. Dadurch kann sie mit neuen Augen ihren Blick auf ihr Innerstes, auf ihre unverwechselbare bisher gelaufene Lebensgeschichte richten. Jesus belehrt nicht, er konfrontiert.



## STEH AUF UND GEH!

Eine einsame  
Siedlung in der  
Judäischen  
Wüste und  
doch seit Jahr-  
tausenden Ort  
menschlicher  
Begegnung  
und des  
gemeinsamen  
Tisches

WILLI PLESCHBERGER

Sie nennt ihn einen „Propheten“ und meint wohl einen „Engel“, wie auch wir jemanden nennen, der uns guttut, einen Boten Gottes, dessen vornehmliche Eigenschaft nicht in „hellseherischer Fähigkeit“ besteht, sondern in seiner Art, den Blick auf das im Innersten Versteckte zu lenken, damit es „entdeckt“ und „freigearbeitet“ werden kann. Der Brunnen wird so zum Ort der Begegnung und egal, was war und was geschehen wird: Die Begegnung wird zum Moment der Vergebung, zum Ort der Gnade.

Wo das spürbar ist, erntet jeder, obwohl er nicht gesät hat: Aus seinem Inneren beginnt „lebendiges Wasser“ zu fließen. Das in der christlichen Verkündigung so oft ausschließlich auf Jesus bezogene Wort bei Johannes „Wer Durst hat, komme zu mir und trinke. Aus seinem Inneren werden Ströme von lebendigem Wasser fließen“ kann guten Gewissens von jedem Menschen behauptet werden, dem es gelingt, in der Begegnung mit anderen Menschen Hebammen-

### Israel



dienste zu leisten, damit der andere ermutigt wird, der zu sein, der er ist, und zu werden, was er sich bisher nicht zugetraut hat.

Die vielen Begegnungsschichten von Jesus tragen fast nur diese Handschrift. Lukas berichtet: „Und viele Leute suchten ihn festzuhalten; denn eine Kraft ging von ihm aus, und er heilte alle.“ Die „Lehre“ Jesu hat mit Belehrung nichts zu tun, sie

lebt aus der Begegnung und der damit einhergehenden Veränderung im Inneren des anderen. Was er dabei zu sagen hat, ist manchmal nicht angenehm, aber heilsam, „therapeutisch“, getragen von Achtsamkeit und Wertschätzung. „Er zog in ganz Galiläa umher, lehrte in den Synagogen ... und heilte im Volk alle Krankheiten und Leiden.“ Und wenn später berichtet wird, dass Jesus die zwölf aussendet „zu predigen und zu heilen“, ist es der Auftrag, mit dem Wort so umzugehen, dass es Wirkung zeigt, Hoffnung gibt und Linderung bewirkt. „Predigen“ heißt dann, so lange sich mit einem Menschen zu befassen, bis er spüren kann: Da geht es ja um mich!

Es ist dieser Zusammenhang von Religion und Therapie für Jesus so wesentlich, dass er im Markusevangelium sagt, die Jünger sollten in die Dörfer Galiläas gehen und die Dämonen austreiben, die Krankheiten heilen und davon reden, wie nah Gott den Menschen sei. Da ist es für Jesus ein und dasselbe, ein

religiös motiviertes Vertrauen zu bilden und Angst zu nehmen, die, wird sie nicht beseitigt, ihren Niederschlag in körperlichen Leiden findet. Dabei geht es um die Ermutigung, endlich auszusprechen, was viel zu lange unausgesprochen darauf gewartet hat, an die Oberfläche zu kommen. Und damit ist eine Art „Schöpfungsakt“ vollzogen, ein „Befreiungsschlag“ gelungen.

Gewiss: „Gesagt“ ist noch nicht „getan“, aber ein erster Schritt ist gesetzt, den viele Patienten mit dem Gefühl beschreiben, „endlich auf- und durchatmen zu können“, „wie neu geboren“ zu sein. Der Boden, auf dem solches „Neugeborenwerden“ wachsen kann, besteht in der Grundhaltung der unverdienten, bedingungslosen Akzeptanz des anderen. Kein „du sollst“, kein „du musst“, auch kein „du wirst jetzt!“, sondern einfach nur von Angesicht zu Angesicht „du da“, der eine dem anderen in Augenhöhe gegenüber, als Auftakt der Begegnung und Ausgangspunkt kommender Hilfe und Heilung.

**STEH  
AUF  
UND  
GEH!**



Journal  
einer  
österlichen  
Reise.  
Teil 6

Von Arnold  
Metznitz

## Ijob und sein **Aufstand** gegen Gott

Der Verzweiflungsschrei Jesu am Kreuz, das Gottesbild des verzweifelten Ijob und das Entsetzen an der Gedenkstätte für die im Holocaust ermordeten Juden: wie Judentum und Christentum Leid verstehen und wie man die Lehre missdeuten kann.



Den sechsten Tag unserer Reise beginnen wir in Yad Vashem in Jerusalem. In dieser Gedenkstätte für die im Holocaust ermordeten sechs Millionen Juden existiert auch ein Denkmal für die eineinhalb Millionen ermordeten Kinder und Jugendlichen. Der Hauptraum ist komplett verspiegelt und reflektiert das Licht von fünf Kerzen. Die tausendfache Spiegelung dieser fünf Lichter bewirkt enorme Betroffenheit. Die Besucher hören über ein Endlosband Alter und Ort der bis heute bekannten Namen der Ermordeten. Um alle Namen wiederzugeben, benötigt dieses Tonband ungefähr drei Monate. Dem dort ganz aufs Hören konzentrierten Besucher wird so ein Bibelwort des Propheten Jesaja (Jes 56,5) in Erinnerung gerufen: „Ihnen allen erichte ich in meinem Haus und in meinen Mauern ein Denkmal, ich gebe ihnen einen Namen, der mehr wert ist als Söhne und Töchter: Einen ewigen Namen gebe ich ihnen, der niemals getilgt wird.“

„  
Ijob und Freud sind sich in ihrer Kritik darin einig, dass ein naiv-archaisch-moralisierender Gott ein Götze ist und den Menschen nicht erlösen und befreien kann.“

“  
Nichts und niemand hätte uns an diesem Vormittag besser auf den Besuch einstimmen können als Edgar Unterkirchner mit seiner behutsam leisen Saxophonmelodie. 2015 hat er die vielfach preisgekrönte Musik für Manfred Bockelmanns Film „Zeichnen gegen das Vergessen“ komponiert und eingespielt. Der Film dokumentiert, wie Bockelmann den Ermordeten, die als statistische Nummer in den Archiven verschwanden, wieder ein Gesicht zu geben vermochte. Mit Kohlestift auf grober Juteleinwand zeichnet er in hori-

zontalen Linien ein Porträt nach dem anderen. Diese Kinder schauen uns von Angst erfüllt, fragend an: „Warum ich?“

Beim Betrachten muss ich unweigerlich an Psalm 22 denken, den der sterbende Jesus in die Welt schreit: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Dieses Gebet wird oft als Verzweiflungsschrei ausgelegt und mit der Frage verbunden, ob nicht einer, der sich als „Sohn Gottes“ begreift, etwas daran hätte ändern können.

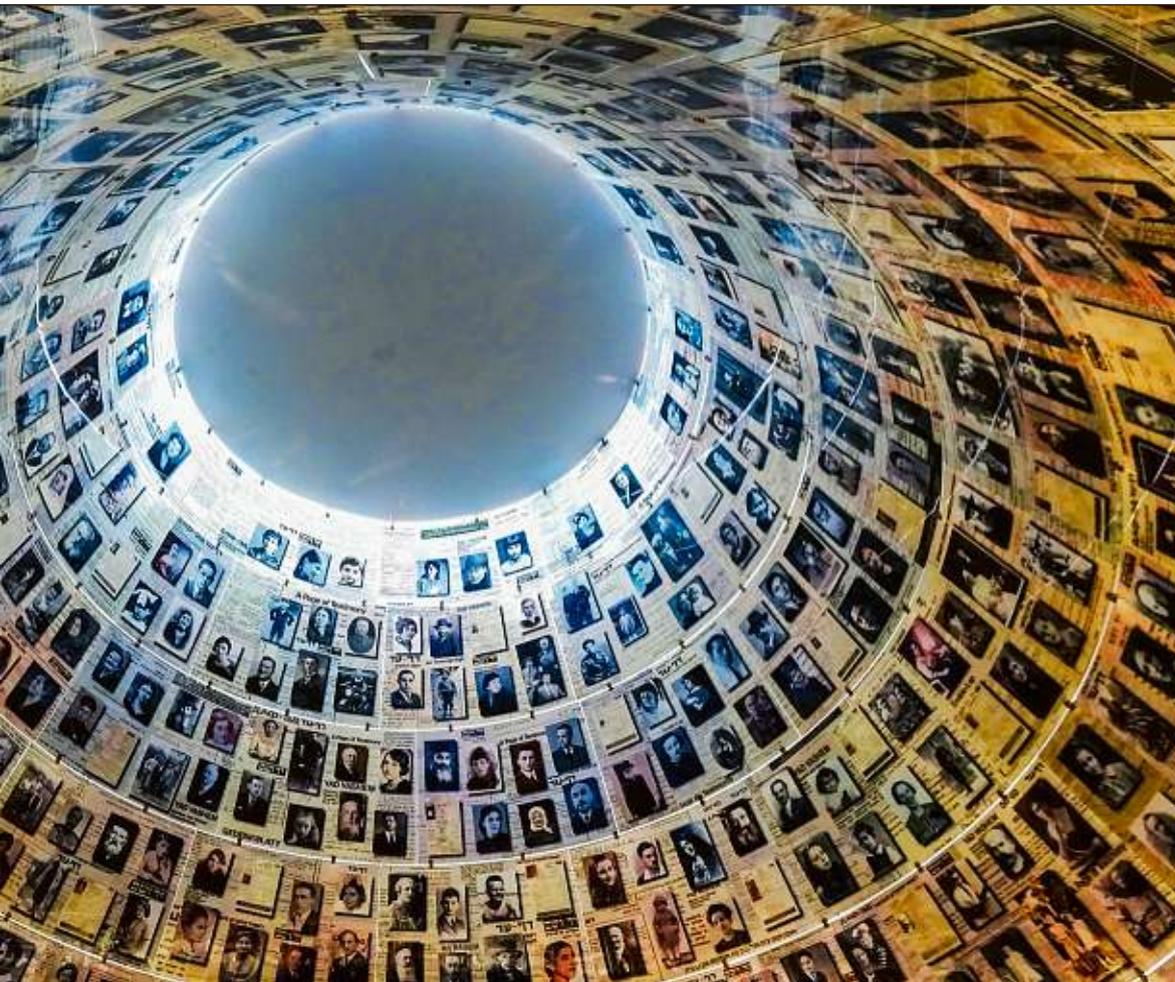
Gewiss: Dieses Gebet ist ein Verzweiflungsschrei, aber nicht nur das. Jesus ist dieses Gebet von Kindesbeinen an vertraut. Er weiß nicht nur, wie es beginnt, sondern vor allem, wie es endet – nicht in völliger Verzweiflung, sondern voller Hoffnung: „Ich will von deinem Namen meinen Brüdern erzählen, inmitten der Versammlung will ich dich preisen.“

Als mein Bruder mit 42 Jahren am Sterbebett lag, hat er unsere Mutter am Telefon gebeten, ihm das „Martergebet“ vorzubeten, ein dem Psalm 22 ähnliches Ge-

bet im Oberkärntner Dialekt, das in unserer Familie zur Karwochentradition gehört. Der Wunsch meines Bruders damals hatte nicht so sehr der Hoffnung gegolten, mit diesem Gebet sein Sterben zu verhindern, sondern dem Trost, in der Stunde des Todes nicht allein gelassen zu werden.

An vielen Stellen der Bibel prägt eine solche Hoffnung die Gottesvorstellung. Das Buch Ijob berichtet von einem frommen und gerechten Mann, der verdächtigt wird, nur zu Gott zu halten, solange es ihm gut geht, aber den Glauben zu verlieren, sobald er ihm nichts mehr einbringt. In der Folge verliert Ijob alles. Seine Herden werden gestohlen, Hab und Gut ein Raub der Flammen, die Kinder kommen ums Leben und zuletzt wird er selbst mit Krankheit geschlagen.

Da kommen drei Freunde, um ihn zu trösten, bedienen sich dabei aber lediglich billiger Bibelsprüche. Sie sagen ihm, er müsse nur seine Schuld bekennen, um vor Gott wieder als Ge-



**STEH  
AUF UND  
GEH!**

Die Kuppel  
mit Bildern von  
Ermordeten in  
der erschüt-  
ternden  
Gedenkstätte  
Yad Vashem in  
der Nähe des  
Herzberges in  
Jerusalem

WILLI PLESCHBERGER

## Israel



rechter dazustehen. In solchen „Tröstungen“ praktizieren sie ein moralisierendes Gottesbild, welches das Leid aus der Schuldverstrickung des Menschen erklärt, ihm ständig ein schlechtes Gewissen mit auf den Weg gibt, im Grunde den Menschen klein macht, damit Gott groß sein kann.

Die Rahmenbedingungen dieses Gottesbildes lauten: „Wen Gott liebt, den züchtigt er.“ Die Haupttugend eines solchen Gottesglaubens ist der Gehorsam nach der Devise „blind gehorchen und aufs Wort parieren“. Schon Martin Luther weist darauf hin, wer an einem solchen Gottesbild aus verständlichen Gründen ein besonderes Interesse haben wird: Feldwebel, Schulmeister, Pfarrerherren und Landesherren; ihr gemeinsames Interesse bestünde darin, das Selbstbewusstsein des Menschen „im Namen Gottes“ zu brechen, das Selbst des Rekruten, des Kindes, des Gläubigen, des Bürgers. Dabei handelt es sich aber um das Kostbarste, das wir haben, unser aus

unserem Innersten kommendes Wollen. Ein gebrochener oder verbogener Wille kann niemals ins Leben führen, er muss in der Depression landen.

Dagegen wehrt sich Ijob. Er ist sich keiner Schuld bewusst und lässt sich auch keine einreden. Dieses Selbstbewusstsein eines Menschen vor seinem Gott ist in der Religionsgeschichte erstmalig in

diesem Buch belegbar. Das Geschöpf tritt in Augenhöhe seinem Schöpfer gegenüber. Für Ijob bringt der Glaube nichts ein, er bekommt keine Antwort auf seine Fragen, schließt aber zum Ende doch mit einer neuen Erfahrung: „Aufs Hörensagen des Ohrs habe ich dich gehört, jetzt aber hat dich mein Auge gesehen“ (Ijob 42,5).

Ijob und Freud sind sich in ihrer Kritik darin einig, dass ein naiv-archaisch-moralisierender Gott ein Götze ist und den Menschen nicht erlösen und befreien kann. Im Unterschied zu Freud setzt Ijob dagegen aber einen Gott, der Beziehung ist. Das Buch Ijob zeigt, dass der Glaube kein billiges Geschäft ist, sich nicht lohnt und in seiner Begründung nur einen einzigen Grund hat, und der ist Gott. Wie es auch nur einen einzigen Grund für die Liebe gibt, und das ist die Liebe. Liebe genügt der Liebe so, wie der Glaube dem Glauben genügt.

Dieser Glaube muss nutzlos und zwecklos sein, nur dann ist er sinnvoll und Ausdruck von

Freiheit. Alles andere führt unweigerlich dazu, dass Gott groß- und der Menschen kleinerredet wird. Dann werden Bescheidenheit, Demut und Gehorsam überbetont, Zivilcourage, Ermutigung und, wenn nötig, das Auftreten als brüllender Löwe entwertet.

Zugegeben: Wer in dieser Welt bei der Zusammen-  
schau von Leiden, Unrecht und Naturkatastrophen von Gott zu reden beginnt, hat es schwer. Atheisten haben es da leichter. Aber die Kritik der Atheisten ist nichts im Vergleich zur Kritik Ijobs an Gott. Der Atheist hält ja bei dem, was er gegen Gott vorzubringen hat, an Gott nicht fest, sondern sieht darin einen Beweis, dass es ihn nicht geben kann. Ijob hingegen hält durch alle Erfahrung hindurch an Gott fest, spielt das Leiden nicht herunter, erklärt und verklärt es nicht. Ijob will nicht von Gott los, er will nur wissen, was mit Gott los ist. Das ist die entscheidende Karfreitagsfrage, die keine vorschnelle, billige Antwort verträgt.

**STEH  
AUF  
UND  
GEH!**



**Journal  
einer  
österlichen  
Reise.  
Teil 6**

Von Arnold  
Metznitz

## Elias oder wie Depression heilen kann

Die Grabeskirche in Jerusalem, ein Ort des Zanks der Konfessionen, aber auch ein Kraftort, zu dem viele Menschen pilgern, um sich Kraft in scheinbar aussichtsloser Lage zu holen – wie einst der biblische Prophet Elias in der Wüste Juda.

Wer die Grabeskirche in der Altstadt von Jerusalem als Pilger betritt, steht am Ziel seiner langen Reise. Der erste Ort, den er hinter dem Eingang vorfindet, ist der Salbungsstein, der an die Salbung des Leichnams Jesu auf Golgotha nach seiner Abnahme vom Kreuz erinnert. Das Wunderbare an dem Stein ist für mich seine unbestrittene ökumenische Mitte, die Tatsache, dass er als gemeinsamer Besitz der sechs in der Grabeskirche vertretenen Konfessionen außer Streit steht.

Griechisch-orthodoxe, römisch-katholische, armenische, syrisch-orthodoxe, koptische und äthiopisch-orthodoxe Christen wissen sich hier zu Hause. Um alles andere aber, was sich rund um den Salbungsstein befindet, wird seit jeher gerungen, gestritten, gekämpft. Wegen der in diesem Zusammenhang immer wieder aufbrechenden erheblichen Zerwürfnisse verwarft die muslimische Familie Joudeh seit mehreren Jahrhunderten die Schlüssel der

„  
Es ist eine gerade in schweren Zeiten „lebensnotwendende“ Erfahrung, dass die wirksamste Therapie nicht greifen kann, wenn sie nicht angenommen wird.

“  
Kirche. Die ebenfalls muslimische Familie Nusseibeh schließt die Haupttür morgens auf und abends wieder zu.

Wer wie wir das Glück hat, an einem Sonntagmorgen die Grabeskirche zu besuchen, wird das Sang- und Klangerlebnis bei den Gottesdiensten der verschiedenen Konfessionen lange in Erinnerung behalten. Dazu der Weihrauch, die vielen Kerzen, die auch wir für unsere Lieben daheim entzünden, die unterschiedlichen Sprachen, die wir nicht zu begreifen brauchen, es genügt, davon ergriffen zu sein. Das alles lässt mich die-

sen Sonntag als Beten mit allen Sinnen nicht mehr vergessen.

An solchem Ort tanken viele Menschen auf, holen sich Kraft und Mut für die weiteren Wege im Leben. Einige unserer Reisetilnehmer gestehen mir, sie wären hierhergekommen in der Hoffnung, durch den Besuch solcher Orte Kraft zu tanken, Mut zu schöpfen, um besser zu wissen, wie es im Leben weitergehen könnte.

Dazu liest sich das Schicksal des Propheten Elija wie die geradezu „heutige“ Geschichte eines Menschen, der nicht mehr weiterweiß. Sein einziger Wunsch besteht darin, hinauszuwandern in die Wüste, weg von den Menschen. Das Schlimmste in seelischen Krisenzeiten sind für die Betroffenen die neugierigen Fragen der Menschen, die nicht aus dem Wunsch zu helfen, sondern aus einer „eigenartig wurmstichigen“ Wissbegierde kommen. Elija wandert also eine Tagesreise weit in die Wüste hinein und legt sich dort mit dem Wunsch zu sterben un-



ter einen Ginsterstrauch. Diese knappe Szene aus dem Ersten Buch der Könige ist wohl eine der frühesten Beschreibungen für das, was wir schwere Depression oder auch Burn-out-Syndrom nennen.

„Er kam nach Beerscheba in Juda und ließ dort seinen Diener zurück. Er selbst ging eine Tagesreise weit in die Wüste hinein. Dort setzte er sich unter einen Ginsterstrauch und wünschte sich den Tod. Er sagte: Nun ist es genug, Herr.



## STEH AUF UND GEH!

**Gläubige am Salbungsstein, der hinter dem Tor zur Grabeskirche liegt. Es ist einer der wenigen alle Konfessionen verbindenden Orte hier**

WILLI PLESCHBERGER

### Israel



Nimm mein Leben, denn ich bin nicht besser als meine Väter. Dann legte er sich unter den Ginsterstrauch und schlief ein. Doch ein Engel rührte ihn an und sprach: Steh auf und iss! Als er um sich blickte, sah er neben seinem Kopf Brot, das in glühender Asche gebacken war, und einen Krug mit Wasser. Er aß und trank und legte sich wieder hin. Doch der Engel des Herrn kam zum zweiten Mal, rührte ihn an und sprach: Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu

weit für dich. Da stand er auf, aß und trank und wanderte, durch diese Speise gestärkt, vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Gottesberg Horeb.“ (1 Kö 19, 3-8)

Zwei Aspekte in dieser Erzählung erscheinen mir bemerkenswert: Zunächst ist es eine gerade in schweren Zeiten „lebensnotwendende“ Erfahrung, dass die wirksamste Therapie nicht greifen kann, wenn sie nicht angenommen wird, wenn der andere Mensch

als „Engel“ keine Chance bekommt. Hilfe anzunehmen ist immer auch eine Übung der „Demut“, Mut also, einen angebotenen Dienst auch anzunehmen. Ich kenne viele Menschen, die dazu auch in äußerster Not nicht ohne Weiteres in der Lage waren. Es ist für mich manchmal sehr schmerzlich mitzuerleben, wie bei lebensbedrohlichen Krankheitsverläufen aus dahinter versteckten „beziehungskriminologischen“ Gründen heilsame Angebote ausgeschlagen werden, so als wollte der Hilfsbedürftige den Helfenden mit seiner Weigerung, sich helfen zu lassen, bestrafen.

Der zweite Aspekt in dieser Geschichte klingt hoffnungsvoller. Es müssen nicht Pilgerstätten sein, deren Kraftplätze seit Jahrhunderten außer Streit stehen, es müssen nicht Wesen mit Flügeln sein, die einen Menschen in seiner Not zum Aufstehen und Weitergehen motivieren. An jedem Ort in dieser Welt kann das geschehen. Jeder Mensch kann jeden Tag einem anderen Menschen einen sol-

chen Liebesdienst leisten, vorausgesetzt, dass er mit offenen Sinnen für die Not seiner Mitmenschen unterwegs ist. In einem mir seit dem Jahre 1968 sehr vertrauten Lied von Udo Jürgens heißt es:

„Lächelt dir nur im Stadtgewühl / ein ganz Fremder zu, / der wohl denkt wie du ... Diese Sekunde Glücksgefühl, / kaufen kannst du sie / doch im Leben nie.“

Es müssen also nicht Pilgerstätten und auch nicht Engel mit Flügeln sein, die als Götterboten für neue Perspektiven, für Ermutigung, Auferstehung und Zuversicht sorgen. Manchmal genügt auch ein Ginsterstrauch.

So mancher Engel weiß gar nichts vom Glück, das er anderen auszurichten vermochte, wie zum Beispiel jene Frau irgendwo in Oberkärnten, die ihrer Nachbarin Suppenkräuter schenkt und erst Monate später erfährt, dass sie damit wahrscheinlich das Leben eines schwer verzweifelten Menschen gerettet hat.

**STEH  
AUF  
UND  
GEH!**



Journal  
einer  
österreichischen  
Reise.  
**SCHLUSS**

Von Arnold  
Metznitzner

# Das war erst der Anfang

Wie zwei enttäuschte  
Karrieristen erkennen, dass  
das Ende ihrer Hoffnung erst  
der Anfang eines neuen  
Lebens ist, und warum aus  
Zwiesprache Zuversicht  
wachsen kann – Gedanken  
über die Emmaus-Geschichte  
beim Gehen durch die Wüste.

*Ich finde dich  
in allen diesen Dingen,  
denen ich gut und  
wie ein Bruder bin;  
als Samen sonnst du dich  
in den geringen,  
und in den großen  
gibst du groß dich hin.  
Das ist das wundersame  
Spiel der Kräfte,  
daß sie so dienend  
durch die Dinge gehn:  
in Wurzeln wachsend,  
schwindend in die Schäfte  
und in den Wipfeln  
wie ein Auferstehn.*  
**Rainer Maria Rilke**

Bei unserer fünfstündigen Wanderung durch das Wadi Qelt haben wir überall dort, wo es auch nur ein bisschen Wasser gegeben hat, die blühende Judäische Wüste erlebt. „Auferstehung“ ist spätestens nach einer solchen Wanderung nichts Abstraktes mehr. Die erste Bibel des Schöpfers nämlich ist die Schöpfung. An ihren „Dingen“ ist am allerdeutlichsten zu erleben, was „Auferstehn“ bedeutet.

„  
Wer aufbricht und geht,  
weiß durch Erfahrung,  
dass jeder Mensch jedem  
Menschen etwas zu  
sagen hat, was bedeutet,  
dass Menschen Beziehungs-  
wesen sind und ein  
Leben lang bleiben.“

Das setzt voraus, mit „allen diesen Dingen“ in geschwisterlicher Verbindung zu stehen und um ihr inneres Gleichgewicht besorgt zu bleiben. Im Blick auf die Natur wie auf den Menschen bedeutet mir Auferstehung, miteinander füreinander Verantwortung zu tragen!

Ungefähr elf Kilometer von Jerusalem entfernt liegt Emmaus. Dorthin sind, wie der Evangelist Lukas berichtet, zwei enttäuschte Freunde unterwegs. Ihr Traum, an der Seite eines Superstars Karriere zu machen, ist ausgeträumt. Resigniert sprechen sie über all das, was sich in den letzten Tagen

ereignet hat. Da spricht sie ein Fremder an und fragt, worüber sie so leidenschaftlich diskutieren. Sie bleiben stehen und fragen ihn, ob er von dem, was in Jerusalem Tagesgespräch ist, nichts vernommen habe. „Was denn?,“ fragt er zurück.

Und so erzählen sie ihm von Jesus aus Nazareth, einem Propheten, „mächtig in Wort und Tat vor Gott und dem ganzen Volk“, und dass diesen die Hohepriester und Führer zum Tod verurteilt hätten. Einigen Frauen seien Engel erschienen und hätten ihnen gesagt, dass er lebe. Ihn selbst allerdings hätten sie nicht gesehen. Da beginnt der Fremde ihnen darzulegen, wie sehr sie den Sinn der Schrift nicht verstanden hätten. „Musste nicht der Messias all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen?“, fragt er sie. Und dann fängt er an, ihnen – ausgehend von Mose und allen Propheten – zu erklären, was in der gesamten Schrift über den Messias geschrieben steht. Während sie so miteinander reden, erreichen sie Emmaus, und der Fremde

tut, als wolle er weitergehen. Die beiden Freunde aber drängen ihn, zu bleiben. Da geht er mit und bleibt bei ihnen.

Der Fremde nimmt das Brot, spricht ein Dankgebet und teilt es mit ihnen. Da gehen ihnen die Augen auf, sie erkennen im Fremden den Freund, im Weggefährten den Vertrauten. Aber im Moment des Erkennens entschwindet er ihnen. Sie sagen zueinander: „Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloss?“

Noch in derselben Stunde, so erzählt Lukas, brechen sie auf, kehren nach Jerusalem zurück und finden dort ihre Freunde versammelt. Was ihnen dort an unglaublichen Geschichten erzählt wird, ergänzen sie durch eigene Erfahrung. Und im Mit-





## STEH AUF UND GEH!

Ein blühender  
Strauch in der  
Judäischen  
Wüste zwischen  
Jericho und  
Jerusalem, dem  
Schauplatz von  
Wirken, Tod und  
Auferstehung  
Jesu

WILLI PLESCHBERGER

### Israel



einanderreden wächst die Zuversicht, dass die Geschichte mit diesem Jesus aus Nazareth nicht nur nicht zu Ende ist, sondern im Grunde gerade eben erst begonnen hat.

Was die beiden unterwegs miteinander und aneinander erleben, ist das, was Martin Buber mit dem schönen Satz beschreibt: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung.“ In Alexandria hat man die Christen zuallererst „Die Leute vom Weg“ genannt. Das wohl deshalb, weil das, was Menschen Halt gibt, nicht in der Stube der Gelehrsamkeit, sondern unterwegs im Gespräch mit anderen gefunden werden kann. Wer aufbricht und geht, weiß durch täglich neue Erfahrung, dass jeder Mensch jedem Menschen etwas zu sagen hat,

was ja nicht bedeutet, dass jeder Mensch von jedem Menschen immer alles wissen will, wohl aber, dass Menschen Beziehungswesen sind und es ein Leben lang bleiben. Aus diesem Grundbedürfnis wachsen „Weggemeinschaften“, aus diesen wie von selbst „Erzählgemeinschaften“ und aus diesen „Mahlgemeinschaften“.

Ausgangspunkt dieser österlichen Erfahrung aber ist die Kunst, aufzuhören, voreinander Angst zu haben, sich daran zu erinnern, dass alle unsere Freundinnen und Freunde zunächst Fremde waren.

Ostern bedeutet, miteinander auf dem Weg zu sein und dabei um eine Sprache zu ringen, die über Prinzipien, Rezepte und Gebote hinaus nach Worten sucht, die un-

ser Herz „entflammen“. Erst eine solche Sprache ermutigt, motiviert und heilt, erst so wird sie zur Grundmelodie einer Gesprächskultur in unseren auf Fremdes hin offenen Erzählgemeinschaften! Dazu braucht es eine Leidenschaft des Herzens, hinter den Worten das Ungesagte und vielleicht auch Unsagbare mitzuhören. Michael Ende schreibt diese Leidenschaft seiner kleinen Momo zu: Sie kann so zuhören, dass Schüchterne sich plötzlich frei und mutig fühlen.

In der Kraft solcher Erfahrung verscheucht die Begegnung die Resignation und aus der Zwiesprache wächst Zuversicht. Zwiesprache meint aber nicht das eifrige „Aufeinander-Zureden“ (Martin Buber) denkbarer Menschen, das man zutreffend „Diskussion“, also „Auseinanderschlagen“, nennt. Auch meint es nicht das schulterklopfende billige Einverständnis miteinander vertrauter Menschen, die einander wie alte Hasen augenzwinkernd zunicken. Es meint eher das, was André Heller in seiner Rede

beim Gedenkakt zum 80. Jahrestag des Anschlusses Österreichs an Nazi-Deutschland „Weltmutterssprache Mitgefühl“ genannt und gefordert hat.

Jahrzehntelang habe er gedacht, etwas Besseres und deshalb zum Hochmut berechtigt zu sein, sagte Heller. Eines Tages sei er in einem Waggon der Londoner U-Bahn gestanden, habe um sich unterschiedlichste Menschen wahrgenommen, die sich in unterschiedlichsten Sprachen miteinander unterhalten hätten. In einer Art von Blitzschlag habe er damals erkannt, dass jede und jeder von diesen Frauen und Männern, auch er selbst nicht Deutsch, Englisch, Russisch, Chinesisch, Spanisch, Arabisch oder Swahili als wirkliche Muttersprache spricht, sondern, dass unsere wirkliche Muttersprache das Mitgefühl sein müsste. Es ermöglicht uns, in jedem anderen uns selbst zu erkennen, mit ihm innigst und liebevoll verbunden zu sein und diese Erkenntnis in weiterer Folge in all unseren Gedanken und Taten zu berücksichtigen.